

Digitalisierung und Theater – ein Schlaglicht

Nachgedanken zur Fachtagung „Was ist gute Arbeit in Zeiten der Digitalisierung“ der Hochschule Magdeburg-Stendal

(Dörthe Engelhardt)

Theater ist eine künstlerische Darstellungsform und lebt, anders als der Film, von der zeitlichen und räumlichen Unmittelbarkeit von Darstellung und Rezeption.

Sowohl das Schreiben des Stückes als auch Inszenierung und Aufführung sind komplexe Prozesse, die letzteren beiden haben zudem einen hoch interaktiven Anteil. Timing, reagieren auf Impulse aus dem Publikum, auch beim klassischen Theater gehört das ganz selbstverständlich zum Handwerkszeug von Schauspieler*innen. Was schon beim klassischen Theater gilt, ist für Theaterformen wie Comedy oder Improvisationstheater noch deutlich wichtiger: die unmittelbare Nähe zum Publikum und zu dessen Reaktion und Inputs sind wichtiger Bestandteil der Inszenierung. Diese Interaktion, das Arbeiten mit sich selbst und anderen, lernen und üben Schauspieler*innen intensiv über Jahre hinweg.

Das Thema Digitalisierung ist für viele Theaterschaffende durchaus angstbesetzt, die Veränderung der Medienlandschaft macht auch vor dem Theater nicht halt. Nachdem schon viele Bühnen durch Kinosäle ersetzt wurden und im weiteren Verlauf auch Comicfilmzeichner durch Programmierer, sind weiterreichende Szenarien nun die Ersetzung von Schauspieler*innen durch Roboter bzw. Schließung weiterer Theatersäle, da das Interesse mehr an eine Live-Vorstellung zu sehr nachlassen könnte. Werden wir demnächst in Metallanzüge steigen und so tun, als seien wir Maschinen, nur um einen Job am Theater zu bekommen?

Aber natürlich gilt auch im Theater: kein Grund für dramatische Auftritte. Vernunftbegabte Menschen stellen sich die Frage: was sollte man weshalb digitalisieren? Die anderen werden – noch – von den horrenden Kosten, die eine Durchdigitalisierung kosten würde, aufgehalten.

Natürlich betrifft die Digitalisierung das Theater-Haus wie alle anderen Berufsbereiche: die neuen Medien und die Möglichkeiten der digitalen Welt unterstützen uns bei der Arbeit: die Tickets können leichter bestellt werden, die Disposition kann besser arbeiten, Gagen werden pünktlich überwiesen, Mails geschrieben und gecheckt, alles ganz normal. Und theoretisch funktionieren auch Licht- und Tontechnik digital einfach hervorragend. Im Alltag gibt es natürlich auch hier Probleme, aber ein Technikproblem vor 300 Zuschauer*innen zu überspielen, das gehört zu den ureigensten Fähigkeiten von Schauspieler*innen. Projektionen, digitale Effekte, sie beflügeln die Kreativität der Regie und haben längst schon Einzug in die Bühnenwelt gehalten.

Die Digitalisierung hat also Einfluss sowohl auf unsere Hilfs- und Arbeitsmittel als auch als Medium, mit dem wir uns kreativ auseinandersetzen – oft auch ohne die Frage zu klären, warum wir das tun sollten, Kreativität fragt eben nicht nach Gründen. Unsere Arbeit wird scheinbar besser durch die Digitalisierung.

Wäre da nicht eine Angst, die eben auch mit der Digitalisierung einher geht: die Angst, durch etwas Digitales ersetzt zu werden. Während an der Theaterkasse, in der Verwaltung, beim Kulissenbau oder bei der Anzahl der Techniker digitalisierungsbedingter Stellenabbau betrieben wird, scheint auf der Bühne eigentlich noch alles in Ordnung zu sein: Wir sind Schauspielerinnen, wir können niemals durch Technik ersetzt werden. Wir repräsentieren die, um die es in den Stücken geht, wir improvisieren schnell mal im Sinne des Stückes, wenn etwas schief geht, wir beziehen das Publikum mit ein, nehmen die Atmosphäre der Aufführung auf und reagieren mit entsprechend anderem Tempo, leichten Nuancen in Stimme und Gestik, zeigen uns flexibel. Tun wir das nicht, erreichen wir auch nicht die Herzen des Publikums – und da wollen wir ja hin.

Warum macht uns die Digitalisierung dann solche Angst? Weil die Einschläge näherkommen. Neulich habe ich einen Bericht über Roboter gesehen, die im Altenheim die Senior*innen bespaßen. Und diese alten Menschen gehen mit dem Roboter so um, als sei das ein fühlendes Wesen: „die ist doch ganz putzig, die Kleine, und so nett“ sind Kommentare, die in diesem Bericht fielen. Es war völlig egal, dass der Roboter nicht fühlen kann oder seine Handnachbildungen nicht warm waren, sondern Zimmertemperatur hatten. Der interagierte mit den Menschen, und dafür waren sie dankbar. Und da sind wir bei genau dem Punkt, der uns Schauspieler*innen beunruhigen sollte: natürlich geht es auch im Theaterstück nicht um echte Solidarität des Publikums, wir haben ja nicht wirklich den Vater verloren, sind wahnsinnig geworden oder sind gefangen in einer komischen Verwechslungssituation. Auch wir machen ja dem Publikum etwas vor, programmiert durch das Stück und die Anweisungen der Regie. Der einzige Unterschied ist, dass wir dem Rezipienten ähnlichsehen. Brächte ich das Publikum dazu, sich mit einem Stock zu identifizieren und die vom Autor /der Autorin beabsichtigten Emotionen und Gedanken dorthin zu projizieren, dann könnten die Akteure durch Stöcke ersetzt werden. Wir sind also doch ersetzbar, durch kleine weiße, auf Rollen fahrende Roboter, durch Stöcke, Wischmops, Pappaufsteller, Barbiepuppen und Maulwürfe, was auch immer die Zuschauer*innen anspricht. Zu denken, dass es uns braucht, würde auch bedeuten das Publikum für unfähig zu halten, sich eigene Gedanken zu machen; als müssten wir Bühnenaktive ihnen ständig vorsagen, was sie als Nächstes fühlen sollen. Und letztlich ist genau das der Job: in der Lage zu sein, gezielt Emotionen und Gedanken hervorzurufen. Empathie ist im Theater eine der wichtigsten Eigenschaften. Um sie hervorzurufen, muss ich einen Kontext schaffen, in dem eine Emotion entstehen kann. Ein Stock wird weder traurig schauen, noch seine

Körpersprache verändern. Soll er interagieren, muss er entweder programmiert oder von Menschen bewegt werden. Natürlich kann man dann auch postulieren, dass der Stock unglaublich traurig oder fröhlich ist, er ist dann aber auf das gute Zusammenspiel mit seinen Schauspielkolleg*innen angewiesen. Beim Roboter ist das einfacher, ihm kann ich ein Gesicht einprogrammieren und die entsprechenden Gesichtszüge einzelnen Textpassagen zuordnen. Dass er nicht wirklich fühlt, ist vielleicht irrelevant, denn die Schauspieler*innen täuschen ja auch mehr oder weniger ihre Gefühle vor. Sind wir also doch ersetzbar? Nein, sagen jetzt vielleicht theatertheoretisch affine Menschen: die Definition von Theater ist ja: A spielt B und C schaut zu. Wenn also A nicht weiß, dass er B spielt und denkt, dass er wirklich B sei, oder auch gar nichts denkt, dann kann es kein Theater sein, es passt ja nicht in die Definition. Das Bewusstsein für das eigene Sein fehlt der Maschine, also ist sie kein Schauspieler.

Aber der kluge Mensch hat es sich natürlich schon gedacht: diese Definition stammt aus der Zeit vor der Digitalisierung, also KANN sie gar nicht zutreffen. Also betrachten wir kurz die Frage: muss ich mir dessen bewusst sein, dass ich spiele? Was ist mit einem dressierten Hund in einer Show? Schauspieler? Was sonst? Oder sollten wir einfach die Definition angleichen und C die Entscheidung überlassen: wenn C zusieht und eine Differenz zwischen dem feststellt, was A ist und was A vorgibt zu sein, dann ist es Theater? Damit würden wir alle Menschen zu potenziellen Schauspieler*innen machen (sehr zur Freude von Erving Goffman, der schon in den 70er Jahren fand „wir alle spielen Theater“), allerdings nur die Menschen, nicht die Roboter, denn diese sind sich ja ihrer Rolle nicht bewusst. Ach ja, und einige Schauspieler*innen würden auch herausfallen: die, die quasi immer sich selbst spielen. Der Wechsel zwischen „echt“ und „Rolle“ ist genau das, was die Zuschauer*innen am Theater fasziniert. Solange die Maschine noch keine exzentrische Positionalität besitzt, sich ihrer selbst nicht bewusst ist, sind wir ihr als Schauspieler*innen auf der Bühne haushoch überlegen, dann bekommen wir und nicht die Maschine den Ruhm, die Bewunderung.

Ein weiteres Problem, das sich aus dem Nicht-sich-seiner-selbst-Bewusstsein der Maschine ergibt ist, dass sie unfähig ist, im Rahmen des auf der Bühne Nötigen zu improvisieren. Auch wenn einige Hürden auch für „dumme“ Technik überbrückbar sind (beim Tonband kurz auf Pause drücken, wenn das Publikum länger lacht als gedacht, im Zweifel alles Digitale auf mindestens 2 Medien dabei haben, um umplanen zu können, ...), gibt es eben doch Grenzen der digitalen Welt. Die Maschine kann nicht die 4. Wand durchbrechen, weil das, was von dort (aus dem Publikum) kommen würde, nicht berechenbar ist. Ähnlich wie bei Siri können bestimmte Reaktionen programmiert werden, aber eben nur soweit sie schon bekannt sind. Neues kann nicht vorhergesehen und dementsprechend die Reaktion darauf nicht vorbereitet werden.

Solange also die Künstliche Intelligenz noch nicht erfunden ist, brauchen wir uns keine Sorgen zu machen, ersetzt zu werden.

Die dunkle Gefahr lauert an einer ganz anderen Ecke: durch die zunehmende Beschäftigung mit digitalen Medien und das Abnehmen der menschlichen Interaktion sinkt möglicherweise die Empathie. Mir als Schauspielerin leuchtet das sofort ein, ob die existierenden Studien verlässlich sind, weiß ich nicht, vielleicht müsste man dafür größer angelegte Längsschnitt Studien machen. Ich gehe einfach mal individual-empirisch mit diesem Gedanken weiter, und entstehen – zumindest bei mir – erschreckende Zukunftsvisionen. Gehe ich nicht ganz so weit in dystopische Konstrukte, sondern beschäftige mich wieder mit dem Theater, kann es auch hier durchaus trübe Aussichten geben: Menschen ohne Empathie sind echt schlechte Zuschauer*innen. Wenn ich keine emotionale Auseinandersetzung bewirke, brauche ich auch nicht zu spielen, ich könnte stattdessen einfach ein Faust-online-Tutorial online stellen. Die eigentliche Gefahr besteht also nicht darin, ersetzt zu werden, sondern darin, uninteressant zu werden. Das Publikum könnte eine Abstimmung mit den Füßen vornehmen, die Theater schlicht und einfach mangels Besucher*innen schließen müssen. Werden wir also wegdigitalisiert? Ja, vielleicht.

Kann das Theater den durch die Digitalisierung voranschreitenden Empathieverlust ausgleichen? Ja, wahrscheinlich. Wenn man uns die Möglichkeit dazu gibt. Letztlich kann das nicht nur im Zuschauerraum geschehen, sondern auch in Workshops und Trainings, dann wären wir also die Trainer*innen der Zukunft mit all dem im Gepäck, was es fürs Leben wirklich braucht – und mit einer großartigen Ressource: wir haben die Fähigkeit, Schlüsselkompetenzen zu vermitteln.

In diesem Sinne: schulen Sie um, werden Sie Schauspieler*innen: wir sind die Gewinner der Digitalisierung!